Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 3

Der Blaubeerzwerg

von Marie Bröm

Willis Vater war gestorben, und seine Mutter lag schon seit Wochen krank danieder und noch schien keine Aussicht, daß es besser würde. Das war eine Not: Die paar Groschen, die sie sich gespart hatte, waren bald draufgegangen und das Brot im Kasten bald aufgezehrt. „Willi", sagte die Mutter unter

Schluchzen, „mache dich auf den Weg in den Wald, pflücke dort Heidelbeeren und verkaufe sie in der Stadt auf dem Jahrmarkte. Ach, ich bin so krank und habe kein Geld, zum Doktor zu schicken, und dazu haben wir kaum noch einen Bissen Brot für unseren Hunger.“ — „Ach, liebe Mutter,“ sagte Willi, „ich möchte dir ja so gerne helfen. Ja, ich will nun gleich in den Wald gehen und nach Beeren suchen, so viel ich kann. Mit leeren Händen werde ich nicht nach Hause kommen. Auf Wiedersehen!“ — Willis Weg führte durch das Dorf über den Jahrmarkt. Was gab's dort alles zu sehen? Feine Pfefferkuchen mit allerlei Aufschriften, Zuckerwerk, da niedliche Pferdchen aus Holz geschnitzt, kleine und große Trompeten und viele, viele andere Dinge. Er wäre gern eine Weile stehen geblieben, um die bunten Luftballons wenigstens einmal zu besehen, die ihm so gut gefielen. So einen violetten, wie ihn die Bauersfrau für ihren Jungen, ihren Willi, kaufte, hätte er auch gerne gehabt.

„Der kann lachen,“ sagte er, „wenn mir doch auch einer so einen feinen Luftballon schenkte.“ Dann dachte er aber an sein armes, krankes Mütterlein und ging weiter. Aber der schöne blaue Luftballon kam ihm auf dem Wege in den Wald doch immer wieder in den Sinn. Endlich war er dort angekommen. Er brauchte nicht lange nach Beeren zu suchen. Aus allen Sträuchern leuchteten und blinkten sie hervor, und bald begann er in sein Körbchen zu pflücken. Aber es wollte sich noch nicht so schnell füllen. Doch es war heute so drückend schwül, daß er ganz matt und müde wurde und ließ sich im weichen Grase nieder, um einen Augenblick zu ruhen. Die Augen fielen ihm aber zu, er schlief fest ein. Unterdessen aber war ein Gewitter am Himmel heraufgezogen. Es blitzte und donnerte und der Regen platzte in gewaltigen Strömen hernieder und weckte Willi bald wieder auf. Ganz durchnäßt war er. Ihm fror und ängstlich sah er sich nach seinem Körbchen um. Doch was war das? Der Wind hatte es umgestoßen und die Beeren waren alle den Abhang hinuntergerollt. Nochmals begann er zu suchen. Aber nur eine einzige Beere blickte ihm entgegen. Sonst war alles leer. Traurig blickte er sie an.

Willi stand im Walde und dachte: „Was tue ich nun? Mit leeren Händen kann ich nicht heimgehen zur Mutter. Ach, es ist ein Jammer. Ja, der kleine Michel, der hat's gut, der ist jetzt in seinem warmen Himmelbett und träumt von seinem Luftballon. Ich aber muß so im nassen Walde

stehen und frieren.“ Indem er so sprach, blickte er traurig zu Boden. Eine einzige Beere lag noch da, die nahm er in die Hand.

Aber was war nur das? Die Beere fing plötzlich an in seiner Hand sich zu bewegen. Sie ward größer und größer, erst wie eine Pflaume, dann wie ein Apfel und immer leichter fühlte sie sich an. Auf einmal ward sie so groß wie der blaue Luftballon auf dem Jahrmarkt, plötzlich war es, als ob sie sich in die Luft erheben sollte. Willi packte sie am Stielchen. Da fühlte er sich selbst gehoben und durch die Luft getragen, weit, weit durch den Wald.

An einem Hügel aber, der mit hohen Blaubeerstauden bewachsen war, hielt die blaue Beere an und setzte Willi ab. Da öffnete sich unter den Stauden eine kleine Tür, und ein runzliches Männlein mit einem langen Bart schaute heraus.

„Du armer Kerl,“ sagte er zu Willi, „du tust mir leid. Nun komm herein zu mir, siehe, ich bin der Blaubeerzwerg und will dein Körbchen wieder füllen.“ — Willi schlüpfte durch das enge Türlein hindurch und befand sich in der Höhle, die das Männlein sich ganz wohnlich und gemütlich eingerichtet hatte. Wie er noch so umschaute, fragte das Männlein: „Sag' einmal, ißt du gerne Blaubeersuppe?“ Da holte er, als Willi eifrig nickte, einen Teller und einen Löffel, schöpfte einen Teller voll aus dem Kessel auf dem Herde und brachte ihm die dampfende Suppe. Wie gut die ihm schmeckte und wie sie ihn wärmte und neu belebte.

Er erzählte jetzt dem Männlein alles, was ihm auf dem Wege im Dorfe und im Walde begegnet war und wie er sich um sein lieb Mütterlein sorgte und bangte. Aber merkwürdig! Dem Zwerglein schien das alles nichts Neues zu sein. Weiß schon, weiß schon, nickte es immer mit dem Kopfe, während Willi erzählte.

„So, hier hast du dein Körblein wieder voll“, sagte das Zwerglein und gab es ihm gefüllt in die Hand. „Und hier hast du noch eine ganze Staude mit Beeren und grünen Blättlein dran. Die pflanze im Zimmer in einen Blumentopf. Von den Beeren, die daran sind, gib der kranken Mutter zu essen. Sie sind heilsamer als alle Arznei!“

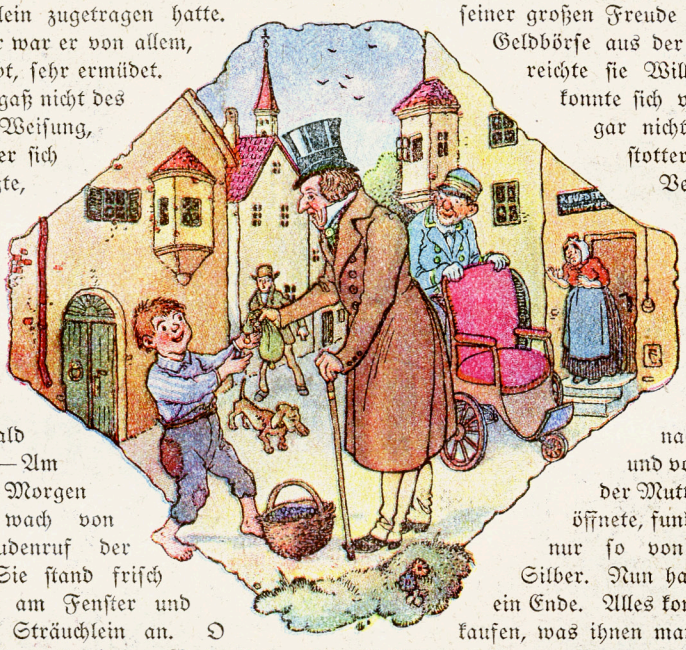
Willi bedankte sich vielmals und war voller Freude. Das Männlein öffnete die Tür, tat einen Pfiff und die Ballonbeere kam geflogen. Willi ergriff den Stiel, hielt sich fest daran und flog hoch über den dunklen Wald hinweg bis an das Häuschen seiner Mutter.

Kein Licht brannte im Kämmerlein. Willis Herz klopfte zum Zerspringen, als er eintrat. Es war so still. Ob die Mutter wohl noch am Leben war?

Gott sei Dank, sie atmete noch, doch schien sie ganz erschöpft zu sein: Die Augen hatte sie weit offen, aber sie erkannte Willi nicht. Gleich gab er ihr eine Beere in den Mund und dann noch eine. Siehe, da kehrte allmählich das Bewußtsein zurück. Sie sah die Beeren, die Willi ihr anbot, aß eine, eine zweite und schließlich alle Beeren von dem Sträuchlein, daß er ihr mitgebracht hatte. Mit einem Male blickte sie Willi fröhlich an und ihre Stimme war so frisch geworden, als ob sie nie krank gewesen wäre.

„O, wie freue ich mich, liebes Kind," rief sie, „daß ich wieder gesund bin und keine Schmerzen mehr spüre. Aber nun erzähle mir doch geschwind, wo hast du denn diese wunderbaren Beeren gefunden?" Und Willi mußte nun alles erzählen, wie es ihm unterwegs ergangen war und was sich mit dem Zwerglein zugetragen hatte.

Dann aber war er von allem, was er erlebt, sehr ermüdet. Doch er vergaß nicht des Zwergleins Weisung, noch bevor er sich zur Ruhe legte, pflanzte er erst das Sträuchlein in einen Blumentopf am Fenster des Kämmerleins. Er schlief dann bald tief und fest. — Am anderen Morgen wurde er wach von einem Freudenruf der Mutter. Sie stand frisch und munter am Fenster und staunte das Sträuchlein an. O Wunder, es hatte sich in der Nacht über und über mit neuen Beeren bedeckt.



Willi pflückte sie ab, aber das Sträuchlein wurde gar nicht mehr leer, denn immer wieder wuchsen neue Beeren. Bald hatte er ein Körblein gepflückt und eilte nach der Stadt, um dort die Beeren zu verkaufen.

Da kam ihm ein kranker Herr in einem Rollstuhl entgegen gefahren. Das war ein recht trauriger Anblick! Der Kranke sah die glänzenden Beeren, die Willi im Körbchen trug und winkte ihn heran.

Kaum hatte er angefangen davon zu essen, da hörten die Schmerzen in seinen Gliedern auf, und seine bleichenden Wangen röteten sich. Er war frisch und gesund. Es war, als ob er sein Glück gar nicht fassen könnte. In seiner großen Freude zog er seine Geldbörse aus der Tasche und reichte sie Willi hin. Der konnte sich vor Staunen gar nicht fassen und stotterte voller Verlegenheit Worte des Dankes. Das war eine Freude und eine Überraschung. Als Willi nach Hause kam und vor den Augen der Mutter die Börse öffnete, funkelte es darin nur so von Gold und Silber. Nun hatte alle Not ein Ende. Alles konnten sie nun kaufen, was ihnen mangelte. Der Ruf der heilsamen Beeren verbreitete sich durch das ganze Land, und Kranke kamen täglich, zu Fuß und zu Wagen, ja auch an Krücken kamen sie an, um von den heilkräftigen Beeren zu holen.

Oft ist Willi in den Wald gegangen, um das Zwerglein zu besuchen, aber so viel er auch nach dem Hügel ausspähte, wo das Zwerglein wohnte, nie hat er es wieder entdecken können.

Nach einem Gemälde von Karl Kricheldorf.

Brief vom Mütterlein.

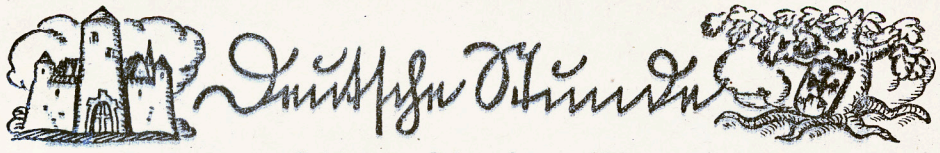
Von I. Abendrot.

Wie hat dein junges Angesicht
So wundermilden Schein,
Schreibt dir ein Brieflein lieb und schlicht
Dein fernes Mütterlein!

Denkst immer, daß ein Mutterherz
Das höchste auf der Welt,
Das so in Freude wie in Schmerz
Sein Kind umfangen hält.

Und wenn's die Trennung noch so weit
In blasse Ferne taucht,
Es kennt den Weg — es weiß die Zeit,
Da einst sein Kind es braucht. —

Send' oft auch du ihm Dank und Gruß
Für das, was es dir gab:
Es schreitet einmal auch dein Fuß
Zu einer Mutter Grab.



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Der Lebenslauf unsrer Muttersprache. (1. Fortsetzung.)

Heute sollst du, wie dir versprochen war, Genaueres über die Vorgänge erfahren, die an der merkwürdigen Umwandlung der Ursprache in unser gegenwärtiges Deutsch schuld sind, die also z. B. aus kunthi Kunde, aus leik Leib, aus sokeith sie sucht, aus dva zwei werden ließen.

Von der indogermanischen Stammsprache trennte sich dadurch eine neue ab, daß bestimmte Laute durchgehend verändert, verschoben wurden. Die Sprachgelehrten nennen diese eigenartige Erscheinung sehr treffend Lautverschiebung. Die germanischen Volksstämme verwandelten nämlich die indogermanischen Laute bh, dh, und gh (die sehr weich und mit Hauch gesprochen wurden) in härter klingende b, d und g; die indogermanischen b, d, g dagegen in p, t, k und die indogermanischen p, t, k schließlich in f, th und ch (th sprich f mit leicht an die oberen Zähne gelegter Zungenspitze!) So wurde z. B. aus bhratar — brothar (Bruder), aus dva — twai (2), aus pad — fotus (Fuß) usw.

Denkst du dir diese Veränderung bei sämtlichen Wörtern durchgeführt, so kannst du dir vorstellen, daß schon eine ganz anders klingende Sprache entstanden ist. Diese neuentstandene, aber jetzt längst ausgestorbene Sprache nennt man die germanische Grundsprache. (Nie ist eine in dieser Sprache geschriebene Urkunde gefunden worden; aber die Sprachgelehrten haben mühsam erforscht, wie sie geklungen haben muß.)

Die germanische Grundsprache trieb nun neue Zweige: sie spaltete sich in das Gotische, Nordische und Westgermanische. Das Gotische ist schon seit dem 6. Jahrhundert erloschen, d. h., niemand spricht es mehr; denn die Goten, die in Osteuropa lebten, gingen zugrunde. Ihre wunderschöne Sprache ist uns erhalten worden in der Bibelübersetzung des Gotenbischofs Wulfila (Ulfilas). Diese Schrift ist überhaupt die älteste Sprachurkunde unserer Vorfahren! Welch wunderbaren Klang das Gotische hatte, wirst du empfinden, wenn du die folgenden gotischen Wörter wiederholt laut und mit recht weichem Ton sprichst. Vergleiche damit unsere heutige, viel klangärmere Aussprache! habaidedema (hätten), blindaizos (blinder), gabrannjaidau (gebrannt werden).

Aus dem nordischen Sprachzweig entwickelte sich die norwegische, schwedische und dänische Sprache der Gegenwart.

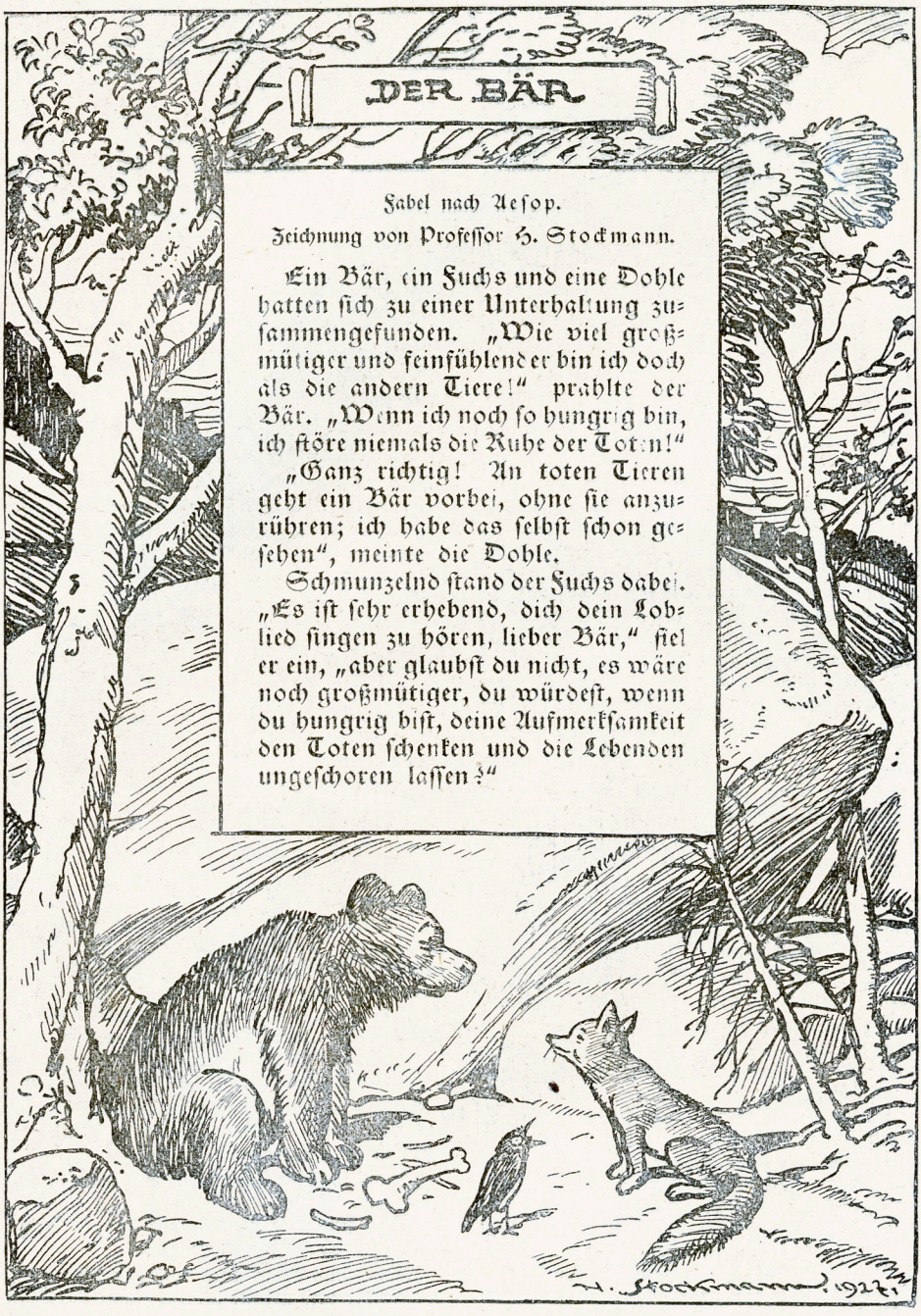
Die westgermanische (später deutsche) Sprache, die Mundart des fränkischen Reiches, wurde nach dem 6. Jahrhundert durch eine neue Lautverschiebung wieder in zwei Teile zerrissen. Die südlichen Volksstämme wandelten nämlich ihre b, d, g und p, t, k — besonders die letzteren — wieder um, und zwar: das p in pf oder f, das t in z, ſ oder ſſ, das k in ch, das d in t usw. Aus opan wurde offan (offen), aus pund pfunt (Pfund), aus itan essan (essen), aus timbar zimbar (Zimmer), aus makon machon (machen), aus dag tag (Tag) usw. (Merkst du, wie die Wörter schon immer mehr den heutigen in Klang und Schreibweise ähnlich werden?)

Die nördlichen Volksteile machten aber diesen Lautwandel nicht mit, und daraus erklärt sich die außerordentlich wichtige Tatsache, daß heute noch zwischen den Mundarten Nord- und Süddeutschlands ein großer, auffälliger Unterschied besteht. (Wohlgemerkt, zwischen den Mundarten!)

Den südlichen Sprachzweig nennt man das Hochdeutsche (= hd.), den nördlichen dagegen - weil im Niederlande gebräuchlich - das Niederdeutsche (= nd.). Die Grenze zwischen beiden verläuft (nimm den Atlas zur Hand!) von Aachen über Düsseldorf - Kassel Aschersleben - Wittenberg nach Frankfurt a. O.

Ich stelle nun einige nd. Wörter (aus der Gegenwart!) den entsprechenden hd. gegenüber. Du wirst erkennen, daß die nd. die oben erwähnte zweite Lautverschiebung nicht durchgemacht haben. Man sagt nd. Tid — hd. Zeit, (T ist nicht Z, d nicht t geworden!) nd. Peper — hd. Pfeffer; nd. Water — hd. Wasser; nd. drög — hd. trocken; nd. breken — hd. brechen. Die Städtenamen Oldenburg und Altenburg und auch Wittenberg und Weißenburg bedeuten dasselbe, nämlich alt bezw. weiß. Suche sie auf der Karte auf, dann wirst du begreifen, warum sie trotzdem so verschieden klingen. Schneewittchen ist auch nur die nd. Form von Schneeweißchen.

Das Hochdeutsche übernahm nun die Führung; es verdrängte das Niederdeutsche immer mehr. Doch das geschah sehr langsam. Schließlich aber siegte das Hochdeutsche. Es setzte sich in ganz Deutschland als allgemein anerkannte Schriftsprache durch.



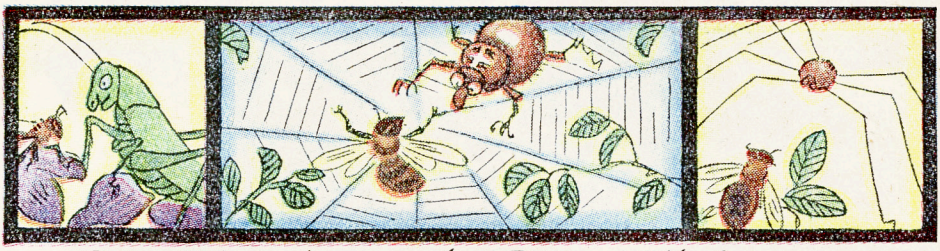
Fabel nach Aesop.

Zeichnung von Professor H. Stockmann.

Ein Bär, ein Fuchs und eine Dohle hatten sich zu einer Unterhaltung zusammengefunden. „Wie viel großmütiger und feinfühlender bin ich doch als die andern Tiere!“ prahlte der Bär. „Wenn ich noch so hungrig bin, ich störe niemals die Ruhe der Toten!“

„Ganz richtig! An toten Tieren geht ein Bär vorbei, ohne sie anzurühren; ich habe das selbst schon gesehen“, meinte die Dohle.

Schmunzelnd stand der Fuchs dabei. „Es ist sehr erhebend, dich dein Loblied singen zu hören, lieber Bär,“ fiel er ein, „aber glaubst du nicht, es wäre noch großmütiger, du würdest, wenn du hungrig bist, deine Aufmerksamkeit den Toten schenken und die Lebenden ungeschoren lassen?“



Die Abenteuer der Biene Maja.

von

Waldemar Bonsels

(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco" besonders bearbeitet vom Verfasser.)

Drittes Kapitel (Fortsetzung).

Der Grashüpfer.

Anfangs erschrak sie sehr, weil sie nicht für möglich gehalten hatte, daß solch ein grünes hageres Ungetüm vorkommen könnte, aber dann wurde doch ihr ganzes Interesse in so hohem Maße wach, daß sie wie angewurzelt sitzenblieb und den langbeinigen Fremdling anstarrte. Er sah aus, als habe er Hörner, aber es war nur seine seltsam vorgerückte Stirn, die es so erscheinen ließ. Zwei unendlich lange, fadendünne Fühler waren daran, er erschien sehr schlank und hatte zierliche Vorderbeinchen und ganz dünne Flügelchen. Das merkwürdigste aber waren seine zwei großen, hohen Hinterbeine, die ihn wie zwei riesige geknickte Stelzen weit überragten. Er war über und über grün, und seine listigen Augen hatten etwas Freches und Erstauntes zugleich, aber man konnte wohl sagen, daß sie nicht boshaft, sondern viel eher gutmütig waren.

„Nun, Mamsell," sagte er zu Maja, offenbar durch ihren verwunderten Gesichtsausdruck geärgert, „Sie haben wohl noch keinen Grashüpfer gesehen? Oder legen Sie Eier?"

„Was fällt Ihnen ein", rief Maja zornig. „Wie sollte ich auf diesen Gedanken kommen?"

Der Grashüpfer duckte sich etwas zusammen und machte ein ganz unbeschreiblich komisches Gesicht, so daß Maja trotz ihres Verdrusses lachen mußte.

„Mamsell", rief er, aber dann mußte er selber lachen und sagte nur noch: „Nein, so was! Sie sind aber Eine!"

„Warum lachen Sie denn?" fragte Maja nicht gerade freundlich. „Sie können doch nicht im Ernst verlangen, daß ich Eier legen soll, und noch dazu hier auf den Rasen".

Da knackte es, der Grashüpfer sagte: „Hopp'a!" und fort war er.

Maja war ganz verdutzt. Hoch in die Luft hatte er sich geschwungen, ohne seine Flügel zu brauchen, in einem riesigen Bogen und, wie es Maja erschien, in einer an Wahnsinn grenzenden Tollkühnheit.

Aber da war er schon wieder. Sie hatte nicht sehen können, woher er kam, aber nun saß er neben ihr auf dem Blatt der Akeleiblume.

Er betrachtete Maja von allen Seiten, von hinten und von vorn.

„Nein," sagte er dann schnippisch, „Sie können allerdings keine Eier legen, Sie sind nicht darauf eingerichtet. Sie sind eine Wespe, nicht wahr?"

Etwas Schlimmeres hätte nun der kleinen Maja in aller Welt nicht begegnen können.

„Schockschwerenot!" rief sie.

„Hoppla!" antwortete der Grashüpfer, und fort war er.

Man wird ganz nervös über so eine Person, dachte Maja und beschloß fortzufliegen.

Aber da war der Grashüpfer plötzlich wieder da.

„Mamsell", rief er und drehte sich langsam ein wenig, wobei seine langen Hinterbeine aussahen wie Uhrzeiger, wenn es fünf Minuten vor halb sieben ist. „Mamsell, Sie müssen entschuldigen, daß ich zuweilen das Gespräch unterbreche. Aber plötzlich packt es mich. Ich muß springen, um die Welt muß ich springen, wohin es immer sei. Kennen Sie das nicht?"

Er zog seinen Mund von einem Ohr zum anderen, indem er Maja anlächelte. Sie konnte nicht anders, sie mußte lachen.

„Nicht wahr?" sagte der Grashüpfer und nickte ermutigend.

„Wer sind Sie denn nur?" fragte Maja, „Sie sind schrecklich aufregend."

„Aber man kennt mich doch überall," sagte der Grüne und grinste wieder, so erschöpfend, wie Maja noch niemals jemanden hatte grinsen sehen. Sie wußte nie recht, ob er etwas im Scherz oder im Ernst meinte.

„Ich bin in dieser Gegend fremd," sagte sie freundlich, „sonst würde ich Sie sicher kennen, aber ich bitte Sie, sich zu merken, daß ich zur Familie der Bienen gehöre, und daß ich durchaus keine Wespe bin."

„Ach Gott," sagte der Grashüpfer, „das ist doch dasselbe."

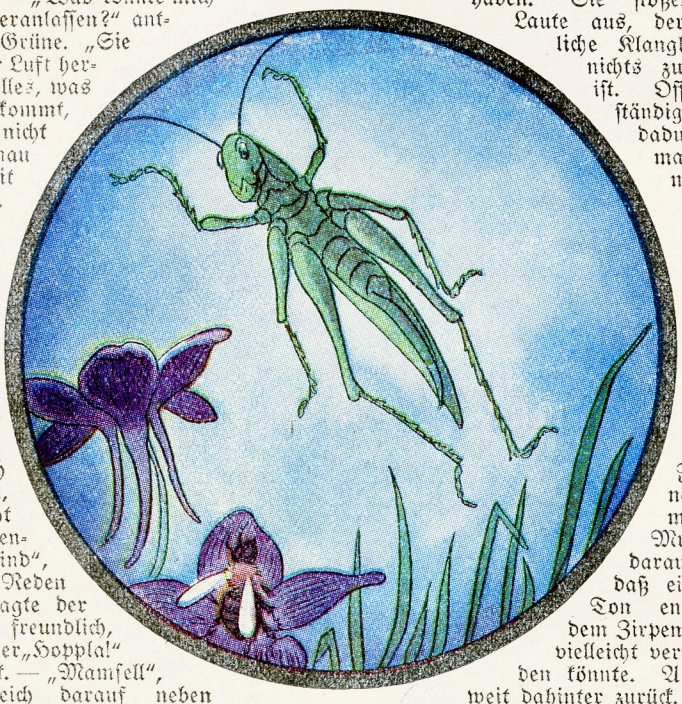
Maja konnte vor Aufregung kaum sprechen.

„Sie sind ungebildet", stieß sie endlich hervor. „Schaun Sie sich doch einmal eine Wespe an." — „Was könnte mich wohl dazu veranlassen?" antwortete der Grüne. „Sie fliegen in der Luft herum, stechen alles, was in ihre Nähe kommt, und können nicht springen. Genau so ist es mit den Wespen. Wo liegt also der Unterschied Nun? Da schweigen Sie! Habe ich nicht gesagt, daß Sie schweigen würden?" „Aber wie soll ich denn reden, wenn Sie nicht einen Augenblick still sind", rief Maja. „Reden Sie also," sagte der Grashüpfer freundlich, und dann rief er „Hoppla!" und war fort. — „Mamsell", rief es gleich darauf neben ihr, und ein Grashalm schwankte.

„Mein Gott," sagte Maja, „wo kommen Sie nur immer her?"

„Aus der Umgegend", sagte der Grashüpfer.

„Aber ich bitte Sie," rief Maja, „springen Sie denn so aufs Geratewohl in die Welt, ohne zu wissen, wohin es Sie führt, ohne den Ort zu kennen, wo Sie ankommen?"



„Natürlich", sagte der Grüne. „Was denn sonst? Können etwa Sie in die Zukunft sehen? Das kann niemand. Nur der Laubfrosch kann es, aber er sagt nicht wie."

„Was Sie alles wissen," rief die kleine Maja, „das ist einfach großartig. Versteh'n Sie denn auch die Sprache der Menschen?"

Das ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist, Mamsell, denn es ist noch nicht nachgewiesen, ob die Menschen eine Sprache haben. Sie stoßen zuweilen Laute aus, deren abscheuliche Klanglosigkeit mit nichts zu vergleichen ist. Offenbar verständigen sie sich dadurch. Was man ihnen lassen muß, ist ein aufrichtiges Verlangen nach erträglichen Stimmen. Ich beobachtete daraufhin zwei kleine Knaben, die Grashalme zwischen ihre Finger nahmen und mit ihrem Munde Luft darauf bliesen, sodaß ein surrender Ton entstand, der dem Zirpen einer Grille vielleicht verglichen werden könnte. Aber er blieb weit dahinter zurück. Jedenfalls tun sie, wie sie können. Wollen Sie sonst noch etwas wissen? Ich weiß immerhin mancherlei."

Und er grinste die kleine Maja an, daß man es förmlich hörte.

Aber als er nun das nächste Mal unversehens davonsprang, blieb er aus, und die Biene wartete eine Weile vergeblich auf ihn. Sie suchte ringsumher im Gras, aber es war unmöglich, ihn wiederzufinden.

Viertes Kapitel.

Majas Gefangenschaft bei der Spinne.

Es war schon Nachmittag geworden, und die Sonne stand hinter den Obstbäumen eines großen Gemüsegartens, den Maja durchflog. Am Ende des Gartens schimmerten die weißen Sternenbüschel des Jasmins, mit ihren zarten gelben Angesichtern, mitten im Strahlenglanz von reinem Weiß.

Maja flog zwischen Brombeerranken hindurch und als sie wieder empor wollte, um zum Jasmin zu gelangen, legte sich plötzlich etwas Fremdartiges über ihre Stirn und über ihre Schultern, ebenso rasch bedeckte es die Flügel, sodaß sie wie gelähmt wurden, und Maja mit dem seltsamen Wunder dieser

Erscheinung das Bewußtsein hatte, plötzlich in ihrem Flug gehemmt zu sein und das Gefühl, zu fallen, kraftlos niederzufallen, als hielte eine heimliche, böse Gewalt ihre Fühler, ihre Beine und ihre Flügel in unsichtbarer Gefangenschaft. Aber sie fiel nicht. Obgleich sie ihre Flügel nicht mehr bewegen konnte, schwebte sie doch, wunderbar weich und zart und nachgiebig hielt es sie, hob sie ein wenig, senkte sich wieder und trieb sie hin und her, als spielte ein sanfter Wind mit einem gelösten Blatt.

Die kleine Maja überkam ein Gefühl von Beängstigung, aber recht fürchten konnte sie sich noch nicht, nur seltsam war es, ganz seltsam, und dahinter lauerte etwas Böses. Da sah sie quer über ihrer Brust einen unendlich feinen, dehnbaren Silberfaden, und als sie rasch und in heißem Schreck danach griff, blieb er an ihrer Hand hängen, klebte fest und ließ sich nicht mehr lösen. Und dort lief ein zweiter Silberfaden über ihre Schulter, zog sich über die Flügel hin und verband sie miteinander, sodaß sie sich nicht mehr heben konnte. Und dort, und dort, überall in der Luft und über ihren Körper hin liefen diese hellen, glitzernden, klebrigen Fäden.

Die kleine Maja schrie laut auf vor Entsetzen, denn nun hatte sie erkannt, was ihr geschehen war und wo sie sich befand. Sie war im Netz der Spinne.

Ihr Weinen und Rufen scholl laut und angstvoll in die stille, sommerliche Runde, in der der Sonnenschein auf gold-grünen Blättern blinkte, in der Insekten hin und her flogen und Vögel sich durch die Luft warfen. Ein kleiner bläulicher Schmetterling kam ganz dicht an Maja vorüber.

„Ach Arme", rief er, als er das Jammern der kleinen Maja hörte und sie verzweifelt im Netz der Spinne zappeln sah. „Möchte Ihnen der Tod leicht werden, Sie Liebe. Ich kann Ihnen nicht helfen. Leben Sie wohl, vergessen Sie die Sonne nicht in Ihrem tiefen Todesschlaf."

Und er schaukelte weiter, ganz betäubt von Blüten und von der Sonne und von seiner Lebensseligkeit.

Maja stürzten die Tränen aus den Augen. Hin und her stieß sie sich mit ihren gefesselten Flügeln und Beinchen und nun gingen ihr in ihrer großen Angst die Warnungen Kassandras durch den Sinn: „Hüte dich vor dem Netz der Spinne, in ihrer Gewalt erleiden wir den grausamsten Tod. Sie ist herzlos und tückisch und läßt niemanden wieder frei."

Als sie in völliger Erschöpfung einen Augenblick innehielt, sah sie unter einem großen Brombeerblatt, ganz in ihrer Nähe die Spinne sitzen. Ihr Entsetzen war unbeschreiblich, als sie das große Ungeheuer ganz ernst und still unter dem Blatt hocken sah, wobei es Maja mit bösen, funkelnden Augen ansah.

Maja stieß einen lauten Schrei aus. Schlimmer konnte auch der Tod selber nicht aussehen, als dieses braune, behaarte Ungetüm mit seinem bösen Gebiß. Und nun gleich würde sie zustürmen, und mit ihrem Leben war es zu Ende.

„Sie werden Ihre Hinterlist mit dem Tode büßen", schrie sie der Spinne entgegen. „Kommen Sie nur her, um mich zu töten, Sie werden erfahren, was eine Biene vermag."

Da glitt die Spinne mit einem Ruck näher, ganz dicht bis an die kleine Maja heran.

„Ach, helfen Sie mir los," bat Maja, „ich will mich Ihnen erkenntlich zeigen so gut ich kann."

„Deshalb bin ich gekommen," sagte die Spinne und lächelte merkwürdig. Trotz dieses Lächelns sah sie heimtückisch und böse aus. „Sie zerstören mir ja mit Ihrem Gezappel das ganze Netz. Wenn Sie einen Augenblick stillhalten, will ich Sie befreien."

„Vielen, vielen Dank," rief Maja.

„Wie ist es mit dem Stachel?" fragte die Spinne.

Machen Sie sich wegen meines Stachels keine Sorge. Ich werde ihn einziehen und dann verletzt sich niemand daran."

„Das bitte ich mir aus", sagte die Spinne. „Also! Aufgepaßt! Stillgehalten."

Maja hielt still. Sie fühlte sich plötzlich herumgewirbelt, immer auf demselben Fleck, sodaß ihr ganz schwindlig zumute wurde. — Aber was war das?! Entsetzt riß sie die Augen auf. Sie war über und über eingewickelt von einem klebrigen frischen Faden, den die Spinne bei sich gehabt haben mußte.

„O du lieber Gott", sagte die kleine Maja leise und mit bebender Stimme. Nun war es zu Ende, nun gab es kein Entrinnen mehr. Sie konnte keinen Flügel, kein Glied ihres Körpers mehr bewegen.

Nun kommt meine tiefe Todesnacht, dachte sie, leb wohl, helle Sonne, lebt wohl, meine lieben Gefährten. Ich muß sterben.

Nach einer Weile, als sie glaubte, ihre Traurigkeit nicht mehr ertragen zu können, sagte sie:

„Töten Sie mich, bitte, gleich."

„I wo," sagte die Spinne, ergriff das feste Seil, an dem die eingewickelte Maja hing, und schleppte es langsam mit ihrer Gefangenen fort.

„Sie kommen in den Schatten, meine Liebe," sagte sie, „damit die Sonne Sie nicht austrocknet. Und damit Sie wissen, mit wem Sie zu tun haben: Ich heiße Thekla, von der Familie der Kreuzspinnen. Ihr Name ist mir gleichgültig, ein fetter Bissen sind Sie jedenfalls."

Da hing nun die kleine Maja im tiefen Schattendunkel, der Spinne hilflos überliefert. Da sie mit dem Köpfchen nach unten hing, fühlte sie bald, daß sie diese schreckliche Lage nicht lange aushalten würde und wimmerte leise vor sich hin.

Da hörte sie plötzlich unter sich im Gras jemanden mißmutig brummen: „Ich komme, das genügt für alle, um Platz zu machen!"

Sie erkannte an der Stimme sogleich den Mistkäfer Kurt, dem sie früher einmal geholfen hatte, sich aus einer bösen Lage zu befreien.

„Kurt", rief sie so laut sie konnte, „lieber Kurt!"

„Machen Sie Platz," rief der blaue Kurt, der es in der Tat war.

„Ich bin Ihnen ja nicht im Weg, Kurt, rief Maja. Ich bin die Biene Maja. O bitte, bitte, helfen Sie mir!"

„Maja? Maja? — Ach, ich erinnere mich. Sie lernten mich vor einigen Wochen kennen. Sapperlot, Sie sind allerdings in einer fatalen Lage."

„O lieber Kurt, können Sie diese Fäden zerreißen?"

„Diese Fäden? Wollen Sie mich beleidigen? Ich nehme andere Dinge auf mich, als ein paar Spinnweben zu zerschmettern. Sie werden Ihr Wunder erleben."

Er kroch an dem Blatt empor, ergriff den Faden, an dem Maja hing, hielt sich daran fest und ließ dann das Blatt los. Der Faden riß und beide fielen zu Boden.

„Das wäre der Anfang," sagte Kurt. „Aber Sie zittern ja, kleine Maja, ach Arme, wie blaß Sie sind. Wer wird sich denn so vor dem Tode fürchten? Nun werde ich Sie auspacken."

Der kleinen Biene liefen helle Freudentränen über die Wangen.

Da sah sie über sich die Spinne die Brombeerranke herunterkommen.

„Kurt," schrie sie, „die Spinne kommt!"

Kurt lachte nur vor sich hin. „Die überlegt es sich noch", sagte er ruhig.

Aber da erklang schon die böse krächzende Stimme über ihnen:

„Räuber! Zu Hilfe! Man beraubt mich. Was haben Sie dicker Lümmel mit meiner Beute zu schaffen?!"

„Regen Sie sich nicht auf, Madame", sagte Kurt. „Ich werde mich wohl noch mit meiner Freundin unterhalten dürfen. Wenn Sie noch ein Wort sagen, das mir nicht gefällt, so zerreiße ich Ihnen Ihr ganzes Netz."

„Ich bin eine geschlagene Frau", sagte die Spinne und warf einen haßerfüllten und giftigen Blick auf Kurt. Dann kehrte sie langsam um und versteckte sich in einem welken Blatt, auf das heftigste über die Ungerechtigkeit der Umwelt klagend.

Inzwischen war Kurt unten mit der Befreiung der kleinen Maja zu Ende. Sie putzte sich froh und glücklich, wenn auch nur langsam, weil sie sehr geschwächt war von ihrer Angst und immer noch zitterte.

„Sie müssen es vergessen," sagte Kurt, „dann hört das Zittern auf. Versuchen Sie mal, ob Sie fliegen können."

Maja erhob sich mit leisem Summen, es ging vortrefflich. Sie flog langsam bis zu den Jasminbüschen hinauf, trank gierig von dem duftenden Honigsaft und kehrte dann zu Kurt zurück.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte sie, tief ergriffen vom Glück ihrer neuen Freiheit.

„Es ist schon sehr dankenswert, was ich getan habe," meinte Kurt, „aber ich bin immer so. Nun fliegen Sie nur weiter."

„Leben Sie wohl, Kurt", rief Maja. „Nie will ich Sie vergessen in meinem ganzen Leben."

(Fortsetzung folgt.)

Einbanddecken 10. Jahrgang

„Die Rama-Post vom kleinen Coco". **Preis 50 Pfennig.**

Bestellungen mit Zahlkarte erbeten an:

Verlag: „Rama-Post", Goch (Rhld.), Konto 98 416, Postscheckamt Köln.

Tropenherrlichkeit!

Strahlende Sonne und tiefblaue Flut.

Köstlich klare Luft. Vom nahen Inselufer herüber kam der würzige Duft fremdartiger Pflanzenwelt; — es hätte ein Bild reinsten Genusses sein können, wenn das Barometer nicht seit zwei Stunden so rasch und erschreckend tief gefallen wäre. —

Wir lagen in der palmenumsäumten Bucht von Roretonga, der größten der Hervey-Inseln und waren beschäftigt, eine Ladung Kopra an Bord zu nehmen. Unser flinker Schoner hieß „Pelikan"; wir waren beauftragt, eine Anzahl Handelsstationen des Großen Ozeans anzulaufen und Kopra, Schildpatt und Perlmutter einzutauschen.

Das Wetter war uns bisher günstig gewesen; nun aber schien eine Änderung eintreten zu wollen.

Unser Schiffsführer zeigte ein finsteres Gesicht und trieb immerfort zur Eile. Ohne Zweifel befürchtete er einen Sturm und wollte die hohe See erreichen, falls das Unwetter wirklich losbrach. Auf dem freien Meer waren wir nämlich weit sicherer als in dieser Korallenbucht.

Gegen 3 Uhr nachmittags war der letzte Kopraſack an Bord. Schon als wir die Anker loswarfen und in See gingen, verschwand die Sonne. Der Passatwind frischte auf und nahm langsam an Stärke zu. Die in langer Dünung dahingleitenden Fluten begannen unruhig zu werden. Am westlichen Horizont stieg rasch und steil eine dunkle Wolkenwand empor.

Diese mit schwefelgelben Streifen durchsetzte Wolkenwand schien unserm Schiffsführer besonders aufzufallen. Er musterte sie nur einen Augenblick, dann ordnete er an, daß alle Segel dicht gerefft und alles Bewegliche rasch in den Raum hinabgeschafft wurde. Das Aussehen des Mannes war tiefernst; sollte er einen Taifun, den gefürchteten Drehsturm des Großen Ozeans erwarten?

Noch waren wir beschäftigt, des Kapitäns Anordnungen auszuführen, als die See schon schwere Wogen gegen den Vordersteven des „Pelikan" wälzte. Der Himmel verfinsterte sich zusehends; im Westen, mitten in den dunklen Wellen, zeigte sich eine hellfarbige, runde Oeffnung, das „Sturmloch", durch das ein leichter Rauchstreifen zu schweben schien.

Plötzlich begann der Regen in Strömen niederzustürzen. Ueber die Fluten glitt ein leises Säuseln, das aus weiter Ferne herüberklang, sich aber rasch verstärkte und in Brüllen und Tosen überging und dem eigentlichen Sturm voraneilte.

Und dann nahte es von Westen her wie ein dunkles Verhängnis.

Luvwärts hinaussehend, gewahrte ich jetzt ein wahres Ungeheuer von einer Woge, die wie ein hüpfender Berg allen anderen weit voraus, herangeeilt kam; sie schien in ihrer Höhe den Horizont vollständig abzuschließen; kein Flöckchen Schaum zeigte sich auf ihrer harten, glasähnlichen Oberfläche.

„Die Taue zur Hand, Leute, steht fest — oder Ihr geht über Bord!" schrie der Kapitän noch in höchster Not; dann hatte die Woge uns erreicht.

Zum Glück traf sie uns nicht mit voller Macht, aber einer ihrer Ausläufer, eine steil aufragende Wasserwand, hing sekundenlang über dem Schiff; — ein Krachen, als würden Masten und Planken wie Spielzeug zerbrochen; schäumende Strudel, Wassermassen, die mannshoch über das Deck hinjagten —, dann war der Brecher vorüber.

Für einen Augenblick hatten sich die Wogen über uns geschlossen. Wehe demjenigen, der sich nicht mit aller Kraft an das Rottau geklammert hätte, — er wäre unfehlbar über Bord gerissen worden. Mühsam richtete der „Pelikan" den tief niedergestoßenen Bug wieder empor. In Strömen floß das aufgenommene Wasser durch die Speigatten ab. Rasch und erleichtert atmeten wir auf, obschon

wir wußten, daß wir den Anfang des Sturmes glücklich überstanden hatten.

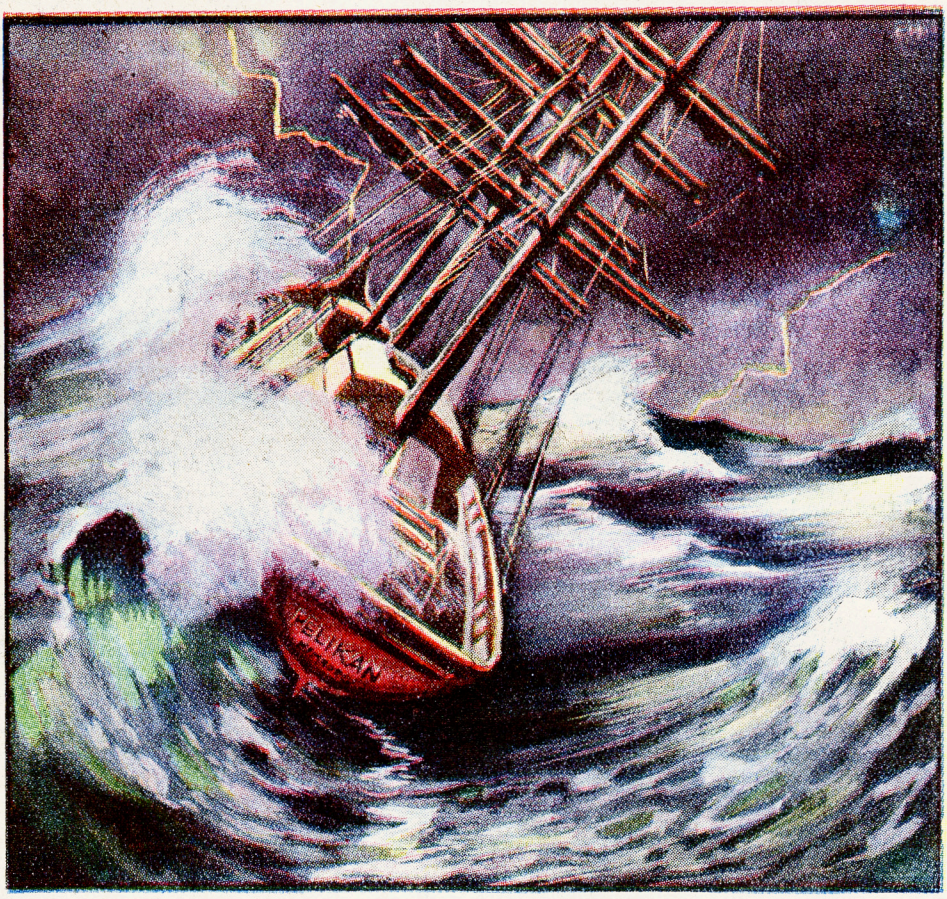
Inzwischen hatte sich die See schreckenerregend verändert. Von allen Seiten drangen tiefdunkle drohende Fluten auf unser Fahrzeug ein. Bald taumelten wir auf den Spitzen schwarzgrüner Wasserberge; dann wieder wurden wir in schaumgefüllte Wellentäler hinabgestoßen, deren steile Wände über uns zusammenzuschlagen drohten.

Tiefe Finsternis deckte nun die wildempörte Wasserfläche. Da zuckte ein fahler Blitzstrahl aus den Wolken nieder — eine Sekunde atemloser Stille folgte, und dann krachte ein Donnerschlag durch die Luftschicht, als ob die See sich öffnen und Himmel und Wasser zusammenfallen wollten.

Ein Strudel hatte unseren Segler erfaßt; er gehorchte dem Steuer nicht mehr, sondern drehte sich taumelnd um seine eigene Achse.

Noch einmal erfaßte uns der brüllende Orkan mit aller Kraft und im nächsten Augenblick wurden wir so gewaltsam nach Steuerbord hinübergeworfen, daß die Nocken und Rahen in die See tauchten und das Deck beinahe senkrecht von Backbord nach Steuerbord abfiel.

Es waren Sekunden der höchsten Gefahr,



doch konnte keiner von uns an sich selbst denken — denn durch all das Geheule und Gepfeife im Takelwerk, das Stampfen des Schiffes und Überstürzen der Wogen erscholl die gellende Stimme eines Matrosen:

„Der Fock über Bord!" Und gleichzeitig krachte und splitterte es vom Vorderdeck her und das Schiff schien im Begriff zu kentern. Doch die todesmutigen Männer waren auf ihrem Posten; rasche, dumpfe Schläge ertönten, lauter rauschte es in den Fluten, und der gebrochene Mast samt dem daran-

hängenden Tauwerk wurde von den Wogen weggerissen.

Der Schoner richtete sich wieder auf. Ich stand mit einem Leichtmatrosen am Steuer und unseren vereinten Kräften gelang es, das Schiff vor den Wind zu bringen. Es mochte laufen, wohin es wollte; in dem Wirbelwind, der uns im Kreise herumtrieb, war es unmöglich, einen bestimmten Kurs zu halten.

Verhältnismäßig schneller, als wir gedacht hatten, war der Sturm vorübergebraust.

Nun, er hatte uns kräftig genug geschüttelt. Als die Nacht einer leichten Dämmerung wich und die überstürzenden Wogen nur noch vereinzelt über das Achterdeck hereinbrachen, waren wir dem Zusammensinken nahe.

Es wurde wieder Tag. Wie durch Zauberschlag verschwand der Sturm; ein leichter warmer Wind wehte über die See hin.

Wie fortgeblasen zerstoben die dunklen Wetterwolken, und mit tiefer Freude begrüßten wir die nun sichtbar werdende Abendsonne.

Die See beruhigte sich. Der schwere Wogengang verlor sich langsam; nur eine langgestreckte sanfte Dünung blieb zurück. In der Ferne, dem menschlichen Auge kaum noch erkennbar, verschwanden zwei Albatrosse, die Sturmvögel des Großen Ozeans.

Unser Schoner sah arg mitgenommen aus. Der Fockmast war über Bord, das Deckhaus und ein Teil der Reling zerschlagen, einige Segel, die nicht ganz dicht gerefft gewesen waren, hatte der Sturm zerrissen.

Wir waren weit aus dem Kurs getrieben, konnten aber noch von Glück sagen, denn es fehlte keiner der Schiffsmannschaft und unser Schoner war seetüchtig geblieben.

Manch gutes Fahrzeug, das in einen Taifun geriet, ist nie wiedergesehen worden.

Herm. Weber.

Die Palmin-Post

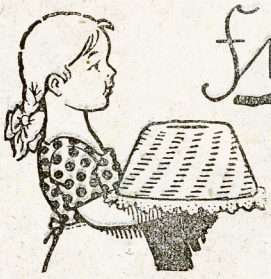
ist erschienen. Jeder Packung des echten Palmin mit dem Namenszug Dr. Schlinck ist sie kostenlos beigefügt. Aus der Rama-Post Nummer 25 habt ihr alles Nähere darüber erfahren, und ein großer Teil von euch wird sie auch schon kennen und Freude erlebt haben über die prächtigen künstlerischen Sammelbilder.

Kaum erschienen, wartet die Palmin-Post schon mit einer großen Ueberraschung auf: mit einem großen

Malwettstreit.

Jeder Palmin-Packung liegt zur Zeit außer der Palmin-Post eine besondere Vorlage für den Malwettstreit mit den notwendigen Erklärungen bei.

Auf — auf, ihr kleinen Maler!
Mutter braucht Palmin!
Holt und malt!



Für die Hausfrau

Backrezepte.

Pariser Kränze. 200 g „Rama butterfein", 200 g Staubzucker, Vanille, 4 Eier, 250 g Mehl, 150 g **„Maizena"**, Salz. 200 g „Rama butterfein", 200 g Staubzucker und etwas Vanille werden schaumig gerührt, nach und nach 2 ganze Eier und 2 Eigelb, 250 g Mehl, 150 g **„Maizena"** und eine Prise Salz tüchtig verarbeitet. Mittels Spritze und Sterntülle muß man dann ovale Kränze auf ein gut ausgestrichenes und mit Mehl bestaubtes Blech dressieren, diese eine Stunde antrocknen lassen und recht heiß backen.

Bischofsmützen. 200 g „Rama butterfein", 200 g Zucker, 4 Eigelb, 400 g Mehl, 100 g **„Maizena"**, 1 Zitrone, 175 g Mandeln, 450 g Zucker, Eiweiß und etwas Zitronat. Hiervon wird ein leichter, glatter Teig angewirkt, den man ruhen läßt. Dann sticht man etwa 80 kleine, dünne Rosetten aus und füllt diese mit einer Makronenmasse von 175 g mit Eiweiß geriebenen Mandeln, 450 g Zucker und etwas Zitronat. Dann werden sie im Dreispitz zusammen geschlagen und nicht zu kalt gebacken.

Mürbe Schnecken. 175 g „Rama butterfein", 200 g Zucker, 400 g Mehl, 100 g **„Maizena"** 4 Eigelb, etwas Zitrone und Amomum. Diese Masse wird leicht angewirkt, zur Hälfte dünn ausgerollt und davon werden Rosetten ausgestochen. Von der anderen Hälfte werden schmale Streifen geschnitten und diese schneckenartig auf die Rosetten gelegt, leicht gebacken, bestäubt und dann wird ein Häufchen Marmelade darauf gespritzt.

Praktische Winke.

Das Auffrischen von getragenem Samt. Bei unachtsamer Behandlung von Samtkleidern, entstehen sehr bald schon die so gefürchteten Druck- oder Glanzstellen am Rock, dem Rücken und Ellbogen. Um sie zu beseitigen, legt man eine heiße Plätte mit dem Griff nach unten (am besten wird sie von einer zweiten Person gehalten), deckt ein angefeuchtetes Leinentuch darüber und zieht den Samt mit der linken Seite darüber, wobei man während der aufsteigenden Dämpfe, die niedergedrückten Stellen mit weicher Bürste aufbürstet.

Grau gewordener schwarzer Samt wird in der Farbe wieder aufgefrischt, wenn man ihn mit einem Stück schwarzen Samt, mit Petroleum angefeuchtet, nach beiden Seiten hin abreibt und zum Verdunsten der Feuchtigkeit an die Luft hängt.

Naßgewordenen Samt darf man vor dem völligen Austrocknen nicht anfassen oder drücken, da er sonst harte Stellen erhält, die nicht wieder zu beseitigen sind.

Fettflecke kann man auf verschiedene Weise aus Samt beseitigen. Entweder man reibt den Fleck mit Watte und Terpentinöl, bis er verschwunden ist oder man erhitzt weißen, gesiebten Sand und streut ihn dick darauf, welches Verfahren man im Notfall wiederholt. Drittens legt man auf den Fleck mit reinem Zitronenöl befeuchtete Watte, die den Fleck auflöst worauf man die Stelle mit weicher Bürste nachbürstet.

Staubig gewordene Samtkleider darf man nie ausklopfen und bürsten, man schüttelt sie nur tüchtig aus, schlägt ein Stück Samt oder Plüsch um die Kleiderbürste und reibt nun von oben bis unten das ganze Kleid ab.

Lorinkorfmann

Schachmatt, Stettin. Die Sage erzählt, daß der Brahmane Nasir der Erfinder des Schachspieles sei. Als Belohnung erbat er sich von einem reichen Fürsten soviel Weizenkörner, um alle Felder des Brettes damit zu belegen, und zwar derart, daß er für das erste Feld 1, für das zweite 2, das dritte 4, das vierte 8, das fünfte 16, für jedes weitere Feld immer doppelt soviel Körner wie für das vorhergehende beanspruchte. Auf diese Weise wuchs die Anzahl der Weizenkörner ungeheuer, und es war unmöglich, diese gering scheinende Forderung zu erfüllen.

Franz Döberlein, Rüsselsheim, Dr.-Ludwig-Opel-Str. 16, bittet die Coco-Freunde Willi Rimschneider, Koblenz u. Heini Bernstein, Berlin-Wilmersdorf, um ihre genaue Adresse. — Die Ansichtskarte von Bad Nauheim haben wir nicht erhalten. Anscheinend ist die Postkarte auf dem Postwege verloren gegangen.

E Sch., Mettmann. Es gibt verschiedene Mittel, um Blumen und Blättern die frische Farbe lange zu erhalten. In Nummer 25 findest du unter „Rosenrotes Heidekraut" einen Hinweis, um Heidekraut recht lange in frischer Farbe zu erhalten. Gib uns deine Adresse an, dann geben wir dir einige derartige Verfahren an, da die Ausführungen an dieser Stelle zu viel Raum wegnehmen würden.

Georg Schmidt, Rothenburg. Also Naturforscher und Chemiker willst du noch nebenher sein. Dein Eifer ist lobenswert, und hoffentlich hältst du dein Wort. Deine Aufsätze über Naturlehre darfst du uns gelegentlich mal vorlegen. Zu deinem Trost erklären wir, daß „Pole Palm" seine Freunde bald wieder aufsucht. Die bestimmte Zeit können wir noch nicht angeben.

Rheinsehnsucht, Berleburg. Über den Vater Rhein haben wir im Briefkasten Nr. 2 bereits berichtet. Wenn der Dichter singt: „Mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein", so liegt darin nur die schelmische Sorge, der Sohn möchte, von den Schönheiten des Rheins erfaßt, die Rückkehr zur Heimat vergessen. Ein großes Loch hat der Rhein, nämlich das „Binger Loch". Der bekannte Rheinfall befindet sich bei Schaffhausen.

Opel Z. R. III., Heinrichau. Bei unseren Preisausschreiben entscheidet, wenn mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise ausgesetzt sind, das Los. Ja, wenn man einen der ersten Preise erhält, dann kann man sich schon manchen Wunsch erfüllen. Beteilige dich fleißig an unseren Preisausschreiben, denn das Glück winkt jedem.

Blondzöpfe und keine Bubiköpfe, Wetzlar. Vielen Dank für das feine „blaue" Briefchen. Als Dank steht ihr nun im Briefkasten. Alle Grüße haben wir dem Fips bestellt. Vor Freude über eure Aufmerksamkeit hat er seinen Dichterschlips falsch gebunden. Auf weitere Freundschaft.

Martha Farr und Anna Klose, Frankfurt a. M. Hoffentlich ist Marthas Mutter wieder gesund. Euer „Du" ist richtig, denn ihr zählt ja zu unseren Freundinnen. Wenn ihr mal die Lösung zum Preisausschreiben zu spät eingesandt habt, so ist das kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Schöne Preisausschreiben veröffentlichen wir dauernd und zu allen seid ihr herzlichst eingeladen. Einen dicken Gruß an euch, die Mutter und Hildegard.

Walli III in Wolgast. New-York ist die größte Stadt der Welt. Sie zählt einschließlich der Vororte 8 400 000 Einwohner. Verschiedentlich haben wir diese Anfrage schon im Briefkasten beantwortet.

Beim Einkauf von „Rama"-Margarine „butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)